

Ach Mutter, - dein Kind!

Mütter und der Tod ihrer Kinder

Bern 25.9. 2000

Liebe Susanne,

Das letzte Mal, als wir uns sahen, sagtest Du zu mir mit einer gewissen Heftigkeit:

"Wenn ich gefragt würde, ob ich mein Leben nochmals so leben wollte, würde ich sagen: ja, genau so – aber nur unter ganz genau gleichen Bedingungen. Nichts dürfte weggelassen werden. Gar nichts."

Auch das Sterben Deines Kindes nicht. Auch das nicht. Und vor allem nicht das, was Du mit ihm zusammen erlebt hast in seinem höchst lebendigen Sterben!

Du würdest mir widersprechen und sagen: Nein, es war kein Sterben, es war immer nur Leben.

Vor zwei Jahren, schon etwas mehr – Du wüsstest es auf den Tag genau- starb er, Dein Sohn Jan.

Sein Tod hat Dich getroffen. Mitten hinein. Es hat ALLES in Frage gestellt.

Gott ‚funktioniert‘ nicht mehr.

Antworten auf Deine existentiellen Fragen nach dem ‚Warum?‘ greifen nicht, sondern machen alles nur schlimmer.

Auch Ideen, Ratschläge helfen Dir wenig. Sie vergrössern vielmehr Deine innere Leere.

Und die Zeit, die Wunden heilt, heilt sie höchstens grausam langsam, wenn überhaupt. Mindestens kommt es Dir so vor.

Du wehrst Dich, dass die Geschichte mit Deinem Kind abgeschlossen ist und bloss Erinnerung sein soll. Ausgerechnet diese reiche Zeit intensivsten Lebens soll der Vergangenheit gehören!

Was bleibt Dir denn noch? So fragst Du verzweifelt und wütend.

Deine Geschichte mit Jan ist immer gegenwärtig in dem, was war und was heute sein könnte.

Du sagst, dass Dein Leben wie zwei sei: ein äusserliches und ein innerliches.

Aussen funktionierst Du, bist anwesend für Deine beiden anderen Kinder und Deinen Partner.

Dabei kommst Du Dir merkwürdig leer vor, schaust Dir zu, ohne dass es Dir gelingt, wirklich in Beziehung mit Deiner Umwelt zu treten.

Doch da, wo Du wirklich lebst, das ist innen, ganz versteckt. Hier ist der Ort, wo Du in der Geschichte mit Jan Deine Intensität wiederfindest und Deine Kraft, die Du damals hattest und vor allem auch die Verbundenheit zu ihm, dieses geheimnisvolle Band zwischen Dir als Mutter mit Deinem Kind. Diese Erinnerung ist gegenwärtig und reicht mitten hinein in Dein Leben und Deinen Leib. Dort bist Du wieder Du selber.

Nie im Leben würdest Du diesen Teil aufgeben, sagtest du mir. Er sei das Wichtigste – ich wollte schon schreiben ‚gewesen‘. Doch genau das weist Du zurück. Er IST

das Wichtigste. Und soll es bleiben.

Dieses Band zu Deinem Kind ist Dir heilig. Diese Beziehung bist Du nie und nimmer bereit, aufzugeben. Dass sie sich wandeln wird, das ahnst Du, das würdest Du akzeptieren. Doch das Band darf nicht reißen. Das soll der Tod nicht haben. Das nicht.

Vielleicht ist das auch etwas, was uns Frauen eigen ist: Dass wir ahnen und wissen, dass das Leben überhaupt dieses Band, diese Beziehungsfähigkeit, meint.

Du fürchtest die Leere, das Nutzlossein. Und du fürchtest Dich, die Intensität des Lebens, die mit dem Tod von Jan abbrach, in deinem Alltag nicht mehr zu finden.

Du sagst, es sei schwierig, ja oft unmöglich, mit Deinem Mann dies alles zu teilen. Er kann nicht nachvollziehen, was Du meinst, hört nicht hin, wenn Du wieder und wieder darüber reden willst, was Dir diese Beziehung wert ist. Es ist, wie wenn er keine Sprache hätte für dieses Ereignis. Er wagt sich (noch) nicht an den Schmerz, sondern hat sich losgerissen von der Erinnerung und hineingestürzt in den Alltag. Es sind Welten zwischen euch, zwischen Dir als Frau und Deinem Partner als Mann.

Im Schreiben über meine Erfahrungen in der Begleitung von Müttern mit einem sterbenden oder toten Kind reihen sich Bilder an Bilder, Geschichte an Geschichten.

Es waren vor allem Mütter, die ich betreute, zusammen mit ihren Kindern.

Ich erlaube mir in diesem Artikel laut zu denken ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Objektivität.

Ganz oft hatte ich den Eindruck, dass ähnlich wie bei Schwangerschaft und Geburt, das Sterben und der Tod die Kinder noch einmal ganz tief mit den Müttern verbindet, dass die Bezogenheit - das Band zwischen Mutter und Kind- noch einmal dichter wird. Die Väter sind mehr Zuschauende, gehören im Dazugehören doch nicht ganz dazu oder sind zumindest anders beteiligt. Das Kind ist ihnen nie ‚ein-verleibt‘ (gewesen), ihre Beziehung zu ihm war immer anders als diejenige der Mutter, von allem Anfang an.

Eine Mutter wäscht und salbt das totes Kind. Ihr Mann steht dabei, schaut zu. Sie salbt es, streichelt es, wickelt es. Es ist still und seltsam einfach.

Ich beobachtete:

In der Begleitung von Sterbenden sind viele Frauen involviert. Bei sterbenden Kinder sind es die Mütter, die Krankenschwestern, manchmal Putzfrauen, die bis zuletzt da sind.

Ich beobachtete:

Nachdem der Tod eingetreten ist, dann, wenn ‚es‘ vorbei ist, übernehmen mehrheitlich die Männer die Hauptrolle in der Organisation von Beerdigung und im Verfügen über die Leiche. Sie sind es, die sich, sobald ein Mensch tot ist, um ‚Entsorgung‘ und ‚Verwertung‘ (Autopsie) kümmern.

Das Waschen und Zurechtmachen der Toten allerdings gehört in den Bereich der Frauen, ist emotionale Nähe..

Die Ärzte (meist nach wie vor männlichen Geschlechts) bestätigen den Tod, führen Gespräche über Autopsie. Es folgen die Bestatter, Schreiner – und für Rituale die Priester (auch sie mehrheitlich männlichen Geschlechts).

Manchmal werden Frauen aus Abschiedsritualen ganz ausgeschlossen. So erlebte ich es bei einer muslimischen Beerdigung, bei der die Mutter, die Schwester und die anderen Frauen, die das Sterben des Kindes begleitet hatten, zuhause blieben. Die Beerdigung war Sache der Männer.

Ich beobachtete:

Ich sah, dass emotionale Verbundenheit sich bei den Frauen kraftvoll erwies auch wenn es schmerzvoll war. Ich stellte fest, dass diese Bezogenheit der Frauen zu ihren Kindern sie handlungsfähig machte.

Männer –die Ärzte, Väter- wirkten in Beziehung zum Geschehen im allgemeinen distanzierter und (dadurch?) hilfloser. Sie suchten Sicherheit und Kraft eher im distanzierteren ‚Machen‘: in Therapiemöglichkeiten, Daten und technischen Geräten

... und im Bett des Kindes, neben ihm, liegt die Mutter. Sie wartet auf den nächsten, vielleicht letzten Atemzug. Und sie singt und summt und flüstert mit ihm. Noch wird gelebt und geliebt.

Frauen, besonders Mütter haben eine grosse Erfahrung und ein

grosses Wissen, mit Menschen in Beziehung zu treten. Besonders mit Menschen, die vorerst auf sie angewiesen sind, wie eben Kinder. Der Pflegeberuf basiert auf genau dieser weiblichen Erfahrung und diesem Wissen.

Ich beobachtete:

Manchmal haben Frauen eine ungeheuer sensible Palette von Möglichkeiten entwickelt, auf den verschiedensten Ebenen mit dem kranken Kind in Kontakt zu treten oder den Kontakt zu erhalten. Diese Fähigkeit ist kreativ und macht Frauen eine aktive Beteiligung am Geschehen rund um das sterbende Kind möglich. Diese Kunst in Beziehung zu sein, macht sie auch nicht so hilflos. Sie suchen zwischen Wunden und medizinischen Geräten nach einer heilen Stelle, damit sie das Kind berühren können, es riechen, es halten, mit ihm sprechen – kurz: mit ihm Beziehung aufnehmen und sie erhalten.

Es ist für viele Mütter das Allerschlimmste, wenn sie sich an der Behandlung nicht beteiligen können, wenn sie unfreiwillig ausgeschlossen sind und andere sich um ihr Kind kümmern.

Vielleicht ist das auch für Männer nicht anders und ist im Grunde allgemein menschlich. Nur schreit es bei Frauen fast leiblich.

Dies kommt besonders stark auch bei kranken Kleinkindern zum Ausdruck, da wo die Bindung von Mutter und Kind noch weitaus körperlicher ist.

Die Bezogenheit - das Reden, Weinen, Lachen, Berühren, Handeln - führt Mütter in eine grosse Nähe zum sterbenden Kind und

auch zu denen, die mit ihm in Beziehung stehen. Umgekehrt führt es oft zu Distanz denen gegenüber, die distanziert bleiben.

So entsteht häufig ein Spannungsfeld zwischen den Eltern, weil Väter oft eher distanzierter bleiben – während Mütter leiblich nahe am Geschehen sind. Dies spiegelt sich ebenso wider in den klassischen Spannungen zwischen Pflegenden und Ärzteschaft.

Ich beobachtete:

Das Band der Beziehung ermöglicht es Müttern, emotional viel aushalten. Sie können Schmerz, Wunden und Ausgeliefertsein besser mitansehen, indem sie sich nicht nur als hilflose Zuschauerinnen verstehen, sondern beteiligt sind, mitgehen.

Es schien mir, als ob Mütter sich manchmal das sterbende Kind gleichsam noch einmal ‚einverleibten‘, wie bei der Schwangerschaft: Sie leben dann mit in einem aktiven Sinn des Ahnenvollens, was mit dem leidenden Kind geschieht. Sie sind eins mit ihm – im Wissen, dass sie zwei sind.

Von diesem Gesichtspunkt aus begleiten sie ihr Kind auf dem Weg des Sterbens. Es ist das mütterliche Mitleid als die Erfahrung des Dabeiseins, darin Enthaltenseins und doch nicht das Kindselber-seins.

Mütter erscheinen mir gleichsam leiblich betroffen. Vielleicht ist es ihnen deshalb möglich, den Leidensweg ihres Kindes nicht zu überspringen. Sie können daher auch eher nachvollziehen, wenn ihr Kind ‚genug gelitten‘ hat und einen Therapieabbruch als ‚heilsame‘ Möglichkeit oft besser

nachvollziehen und unterstützen als ihre Partner.

Ein Blick in den Sarg, zwischen den Fingern des Kindes eine Haarsträhne der Mutter.

Ich beobachtete:

Sterben und Tod ist Gestaltung von Leben, von Beziehung und vom In-Beziehung-stehen.

Solange eine Beziehung vorhanden oder möglich ist, erscheinen viele Frauen irgendwie lebenskräftig. Noch sind sie bezogen auf die Geschichte mit ihrem Kind. Oft auch dann noch, wenn das Kind gestorben ist aber als Leiche noch bei ihnen. Das Band ist noch da. Noch sehen sie ihr Kind, können es berühren und zu ihm reden.

Umso einschneidender ist für Mütter der Tod. Viele Frauen erleben sehr deutlich, dass das Aus-der-Beziehung-sein den Tod so schlimm macht, nicht das Sterben an sich oder die Kränkung, dass ihnen ihr Kind genommen wird.

Der Tod, der die Bezogenheit unterbricht ist auch eine leibliche, existentielle Erfahrung. Viele Mütter sagen, dass es ist, wie wenn ihnen ein Teil ihrer selbst aus dem Leib gerissen ist. Von Vätern hörte ich es nie in solchen Worten.

Kommt der Tod plötzlich ist es besonders unerträglich und schrecklich für Mütter.

Eine tamilische Mutter schlägt in grösstem Schock auf ihr plötzlich gestorbenes Kind ein, wie wenn sie es so zurückzuholen könnte. Sie schlägt auch sich. Sie schreit. Dann weint sie. Sie geht auf die Umstehenden los, wenn diese

versuchen, sie zurückzuhalten. Es ist ihr Schmerz und darin die Suche nach Bezogenheit zu sich und zu ihrer Tochter. Sie sucht sich und ihr Kind und das Band dazwischen, das gerissene..

Nicht immer gelingt es, dass sich Frauen in den eigenen Leib zurückschreien oder weinen können. Oft ist dann, wenn die Beziehung gewaltsam und plötzlich abbricht der Schock so gross, dass Menschen wegtreten und eintauchen in eine absolute Beziehungslosigkeit zum Toten, zur Umwelt und zu sich selber.

Ich beobachtete:

Wenn Frauen aus der Beziehung zu sich und dem Umfeld fallen, wird das als besonders beunruhigend registriert. Der Einsatz der Umgebung ist gross, die Frauen wieder in die Bezogenheit zurückzuholen, und sei es auch nur eine scheinbare. Vielleicht hat das mit der weiblichen Kompetenz zu tun, immer in Bezogenheit zu sein, die sobald sie wegfällt bedrohlich wird für das ganze Umfeld.

Langsam und oft unendlich mühselig stellen Mütter die Verbindung zur Gegenwart und dem Alltag wieder her. Ganz oft geschieht dabei die Verarbeitung in Gesprächen mit Frauen, mit Freundinnen, dh. wiederum in Beziehung zu anderen.

Ein Vater schaut mich an, stumm. Er weint. ‚Ich verstehe es nicht‘ ist das einzige, was er sagt. Und ‚warum‘.. Er wirkt hilflos, wie durchsichtig und zutiefst verlas-

sen.‘ Ich bin innerlich froh über seine Tränen.

Für Männer existieren nur rudimentär Menschen, Formen und Orte –zumindest in unseren Breitengraden- die ihnen ermöglichen, ihrem Erlebten wiederholt Ausdruck zu geben. Wohin also mit dem Gefühl tiefer Resignation und grosser Distanz zu dem sterbenden oder toten Kind und zu sich und der Welt?

Ich beobachtete:

Männer waren oft stumm und hilflos. Sie scheuten zu grosse emotionale Nähe und fürchteten, die Kontrolle über ihre Empfindungen zu verlieren. Der Druck der Arbeitswelt verunmöglichte ihnen zudem, sich unumschränkt auf das Geschehen einzulassen und erhöhte die Spannung zwischen Verzweiflung und Trauer innen und distanzierteres, konzentriertes Funktionieren aussen.

Sie kommt und zeigt mir ihr neugeborenes Kind. Sie freut sich über dieses zweite Kind und sie und trauert um das erste, das sie verlor.

Frauen wissen, dass sie Leben hervorbringen und weitertragen. Nährend und gebärend nehmen sie grundsätzlich anders teil am Tanz des Lebens und Sterbens. Sie sind leiblich beteiligt und erfahren, bezogen zu sein. Beziehung ist das, was ihre Vitalität ausmacht.

Liebe Susanne,

Du wirst Deinen Weg finden.

Ich wünsche Dir, dass Du die Intensität und Lebendigkeit, die Dir die Geschichte mit Deinem Kind gebracht hat, in Deinem Leben findest. Du redest selbst davon, dass Du manchmal Deinen inneren geheimen Ort der Erinnerung verlässt. Dann, wenn es Dir möglich ist und Du sicher genug bist, dass Du schnell wieder dahin zurückkommen kannst. Manchmal bleibst Du schon für Stunden draussen im Alltag. Du lebst lebendige, schmerzerefahrere, reichgewordene Frau

Ich umarme Dich

Esther

<p><i>Esther Wildbolz Quarroz, geb. 1957 Theologin, von 1989 –1999 Seelsorgerin am Kinderspital Bern, seit 1999 freischaffend.</i></p>
--

*Der Artikel erschien in:
FAMA:feministisch-theologische
Zeitschrift; 16. Jg, Nov. 2000,
S.4-6*